

So endete die Bewegung und man darf sagen, zum Nutzen aller Betheiligten. Alle die schönen Pläne der Schriftsteller waren zu Wasser geworden und die Hoffnungen, die Leibniz zu Anfang des Jahrhunderts gehabt, waren umsonst gehegt. Er habe einigemal darüber nachgedacht, schrieb der Philosoph am 15. October 1715 an Sebastian Kortholt nach Kiel, ob nicht unter den Gebildeten vorzüglich Deutschlands eine societates subscriptoria gestiftet werden könnte, welche jene vor der Habgier der Buchhändler schützte, die nicht veröffentlichten, was Veröffentlichung verdiente, sondern was ihnen, die selbst meist Ignoranten seien, gefiele, oder was sie um geringen Preis oder gratis den Autoren entriessen. Leibniz dachte sich die Sache so, daß die Mitglieder sich auf die zu druckenden Werke subscribirten und daß mit der hierdurch erzielten Einnahme die Auslagen nebst Zinsen gedeckt werden sollten. Die übrigen Exemplare sollten dann um so theurer an die verkauft werden, die noch Verlangen trügen. „Putem, hanc societatem tandem bibliopolas in ordinem redacturam et fundum sibi comparaturam, qui sublevandae eruditorum bonae mentis inopiae atque etiam experimentis vel indagacionibus utilibus inservire posset.“

Kortholt schien der Plan nicht unbedenklich. „De difficultatibus recte mones,“ schreibt Leibniz am 19. November wieder, „ex quibus potissima est potentia gentis bibliopolaris. Sed credo potior numerus est et sufficiens ab alia parte: nec illi consilium apud exteros receptum ullo jure reprehendere possunt. Et fortasse potiores aliquot bibliopolas lucri spe accederent ipsi, quam corporis sui utilitati facile praeferrerent, inuito in aliquod tempus pacto, et societate constabilita aliquando cessaturo.“\*)

Die von Leibniz so gefürchtete potentia gentis bibliopolaris war es nicht, an der die Pläne des Philosophen und seiner Nachfolger zwei Menschenalter später scheiterten. Denn einmal trat ja der Buchhandel dem Selbstverlag nicht unbedingt feindlich gegenüber, dann aber würde er, sofern er den Kampf um das Dasein mit einem lebenskräftigen Gegner aufzunehmen gehabt hätte, diesen zu bewältigen nicht vermocht haben. Der Gegner, der ihm so gern gefährlich geworden wäre, erwies sich zwar in mancher Hinsicht störend und schädigte den Geschäftsbetrieb, am meisten aber schnitt er sich ins eigne Fleisch und bewies aufs neue, daß, was theoretisch richtig ist, praktisch sehr unzulänglich sein kann.

Theoretisch richtig ist nämlich, daß der Selbstverlag dem Schriftsteller den gewünschten Lohn am sichersten und reichsten gewährt. Der Schriftsteller hat in diesem Fall die Möglichkeit, schon dem Drucker und Papierhändler gegenüber sein Interesse aufs beste zu wahren. Er betraut dann einen Commissionsbuchhändler mit dem geschäftlichen Vertrieb und sieht im Uebrigen getrost der Zukunft entgegen in der begründeten Erwartung, daß sein Buch auch Käufer findet. So die Theorie.

Die Praxis weist dem so rechnenden Schriftsteller mit leichter Mühe nach, daß seine Berechnung auf vielen trügerischen Voraussetzungen beruht. Zunächst ist ja die Behauptung falsch, daß dem Schriftsteller unter jeder Bedingung das Recht zustände, seine Arbeit belohnt zu sehen. Ist er aber nur berechtigt, seine Kraft zu Markt zu bringen und — mit Lessing zu reden — zu sehen, ob ihn Jemand dingt — ob ihm Jemand sein Buch abkaufe —, so wird er die vor hundert Jahren so oft gemachte Erfahrung wieder machen, daß eine Schrift mit ihrem Geschriebensein noch nicht die Berechtigung zum Gedrucktwerden erwiesen hat. Aber selbst vorausgesetzt, die gedruckte Arbeit habe die Veröffentlichung durchaus verdient, wer mag dem Verfasser gegenüber die Bürgschaft übernehmen dafür, daß er den erwarteten Lohn durch den Absatz der gedruckten

Exemplare voll erwirbt? Wer möchte selbst dafür einstehen, daß wenigstens die aufgewandten Kosten dem selbstverlegenden Schriftsteller durch den Absatz wieder zurückfließen? Auch heutzutage, wo die Verhältnisse dem Selbstverlag — er werde unmittelbar durch den Schriftsteller oder durch einen Commissionär besorgt — so viel günstiger sind, als zu Klopstock's und Lessing's Zeit, sind die Vorbedingungen zu den großen Einnahmen des selbstverlegenden Schriftstellers, der gewisse Absatz und die Zahlungsfähigkeit der Abnehmer noch unsicher genug, um den Autor von Bemühungen abzuhalten, die ihm in den allermeisten Fällen nichts bringen würden, als eine neue Auflage der Erfahrungen, die von längstvergangenen Geschlechtern gemacht wurden.

Doch ist ja im Ernste auch nicht zu fürchten, daß für das heute lebende Geschlecht die Lehren verloren wären, die die Wirklichkeit seinen Urgroßvätern gab. Das Bewußtsein hat sich durchgekämpft, daß der Verleger — nicht der Einzelne, sondern der Stand — etwas mehr gelernt haben muß, als, wie der über den Nachdruck der Dramaturgie verdrießliche Lessing meint, Pakete zubinden, daß er ein für die Literatur und ihre naturgemäße Weiterbildung durchaus nöthiger Bestandtheil der menschlichen Gesellschaft ist und daß die Interessen des Schriftstellers am besten gewahrt sind, wenn er sie als mit denen des Verlegers identisch ansieht.

Denn der Verleger ist der verkörperte Geschmack, das verkörperte literarische Streben seiner Zeit. Er ist die dankbare Nachwelt, die Einzelnes von dem wiederaufleben läßt, was frühere Geschlechter schriftstellerisch geleistet, wichtiger aber ist er als der, der dem Geschmack der Mitwelt Ausdruck gibt. Als solcher ist er ein gutes Correctiv für Leute, die von ihrer Autorfähigkeit allzu große Ansichten haben, als solcher normirt er das Honorar, das er glaubt für ein angebotenes Manuscript geben zu können. Und indem er das erkaufte Manuscript zum Gegenstand einer geschäftlichen Speculation macht, handelt er ja nur im gleichzeitigen Interesse des Autors. Denn der Absatz des Buches, das er gekauft, konnte ihm gleichgültiger sein, sofern es sich nur um Commissionsverlag handelte. Wo er aber wirklicher Verleger ist, wo er durch aufgewandtes Capital auf den Erfolg seiner Unternehmungen hingewiesen wird und wünschen muß, daß seine Thätigkeit ihm nicht nur die gehaltenen Kosten, sondern auch Gewinn einbringe, da arbeitet er gleichzeitig für den Schriftsteller, der aus seinem Thun einen der muthmaßlichen Nachfrage entsprechenden Lohn zieht, ohne in die Gefahren zu kommen, die seinen Geschäftsfreund nicht selten bedrohen und schädigen.

#### Etwas „Statistik“.

In Nr. 246 u. ff. d. Bl. befindet sich unter der Ueberschrift „Der deutsche Buchhandel und Faucher's Vierteljahrsschrift“ eine Entgegnung auf den in genannter Zeitschrift enthaltenen Artikel von Fr. Kleinwächter, welche viel des Interessanten bringt und manches — nicht alles —, das sich der allgemeinen Zustimmung erfreuen wird. Einsender hat nicht die Absicht, sich eingehender mit dem Inhalt der Entgegnung beschäftigen zu wollen, überläßt dies vielmehr gern berufeneren Federn, die sich zweifellos bald finden werden. Ich begnüge mich daher damit, nur einen Punkt herauszuheben.

Der Verfasser klagt Kleinwächter mehr oder minder der Schwarzmalerei hinsichtlich der buchhändlerischen Rechnungsvereinigung an, und wenn er den Buchhandel dagegen in Schutz nimmt und vertheidigt, so ist das vom collegialischen Standpunkt aus recht lobenswerth, doch bin ich der Ansicht, daß der Verfasser dabei in den entgegengesetzten Fehler verfällt und in diesem Punkte zu weit geht, was ich, so zu sagen entre nous, in unserer Fachzeitschrift, wieder nicht sehr empfehlenswerth halte. Der Verfasser citirt für seine Behauptung die Abrechnung der Bazar-Gesellschaft; er wird mir jedoch gestatten müssen, daß ich und mit mir ohne Zweifel viele

\*) Leibniz an Seb. Kortholt, opera omnia ed. Dutens. V. 333, 334.